

Klein aber oho – wie mit geringen finanziellen Mitteln Integration entstehen kann

Christa Müller stiftet an. Zur Gartenarbeit zum Beispiel. Gelegentlich auch zur Selbstversorgung. Aber immer zur Zusammenarbeit. **VON SUSANNA KRÜGER**



Wer erleben will, wie Christa Müller anstiftet, kann verschiedenes tun: einen der sogenannten interkulturellen Gärten besuchen, die in den letzten Jahren unter ihrer Geschäftsführung entstanden sind, ihre wissenschaftlichen Arbeiten lesen, die sich mit Integration und Fremdverstehen beschäftigen oder einem ihrer zahlreichen Vorträge beiwohnen, die sie überall im Lande hält. Christa Müller nämlich ist Geschäftsführerin der Stiftung Interkultur, einer in München ansässigen und bundesweit tätigen Koordinierungsstelle des Netzwerks Interkulturelle Gärten. Die Stiftung, 2003 aus der Stiftungsgemeinschaft anstiftung&ertomis hervorgegangen, will einen Beitrag zu einem veränderten Verständnis von Integration leisten, Integrationskonzepte, die auf der Eigeninitiative von Migranten aufbauen, fördern und Erfolg versprechende Modelle und Ergebnisse in Deutschland und Europa verbreiten.

Gibt es momentan dringendere gesellschaftspolitische Probleme in Deutschland als diese? Wohl wenige. Vor allem wenige, die mehr sozialer Innovation und Kreativität bedürfen.

Aber beginnen wir mit den Gärten. In Berlin allein existieren 17 und 11 weitere befinden sich in Planung. Im gesamten Bundesgebiet waren es im Herbst 2008 ganze

84 in 54 Städten mit weiteren 90 in der Planung. Ein Ende ist nicht in Sicht. Kein schlechtes Ergebnis für eine Initiative, die gerade mal vor zehn Jahren begann, von Göttingen aus in Deutschland Fuß zu fassen. In den dortigen „Internationalen Gärten“ engagierten sich einheimische und zugewanderte Personen mit unterschiedlichen ethnisch-kulturellen Hintergründen und Lebensformen. Im Jahr 2000 ging Göttingen als Gewinner der Ausschreibung „Neue Umweltbildungskonzepte des Bundesumweltministeriums“ hervor und wurde seither mit Preisen überhäuft. Die Stiftung Interkultur baute darauf auf und machte die Idee salonfähig. Heute ist daraus eine kleine Bewegung entstanden.

Stiftungspraxis

„Der Garten ist eine lernende Organisation“ sagt Christa Müller und unterstreicht damit, dass es hier um einen Beitrag zum gegenseitigen Verständnis geht, nicht um die Vermittlung von Leitkultur. „Die kulturelle Praxis befruchtet sich gegenseitig“, sagt sie auch; „das Stiftungsteam unterstützt diesen Prozess nur“. Es berät, es finanziert einen Anschlag, es vermittelt und vernetzt, es klärt auf und erforscht. Kurzum: Es stiftet an zum Selbertun. Eine aktive Pressearbeit

hat über die Jahre hinweg den Gärten zu mehr Bekanntheit verholfen, die Gärtner vor Ort fühlen sich bestärkt. Netzwerktagungen werden organisiert, um Erfahrungsaustausch zu ermöglichen. Materialien werden entwickelt, um den Gartenbau zu erleichtern. Eine mobile Beratungseinheit entstand und gleichzeitig wichtige Bücher und Papiere zu erprobten Integrationspraktiken. Praxis und Theorie gehen eine sehr enge Verbindung ein in der Stiftung Interkultur.

Man könnte nun annehmen, der Stiftungsapparat hinter so einem Programm sei groß und die Finanzmittel beträchtlich. Erstaunlicherweise ist das Gegenteil der Fall: 3,5 Arbeitsstellen in München stemmen die Organisationslast, das jährliche Budget beträgt inklusive dieser Arbeitsstellen gerade mal 300.000 Euro. Ein Antragsteller, der sich mit seiner Gartenidee an die Stiftung wendet, kann mit Summen zwischen 1.000-5.000 Euro rechnen, alles darüber Hinausgehende muss er oder sie anderweitig beschaffen.

Lebendige Beispiele

So wie zum Beispiel in Berlin Neukölln. Hier liegen mitten in der Kleingartenkolonie „Guter Wille“ fast viertausend Quadratmeter Garten, dessen Boden Italiener, Iraker, Deutsche, Polen, Kroaten und Griechen gemeinsam besäen, beernten, beplanen und bebauen. Als vor kurzem ein Berliner Radioreporter dort Interviews führte, stellte er die etwas freche Frage, ob Multikulti nicht längst tot sei, das könnte man ja zumindest meinen, wenn einem die Realität auf den Straßen Neuköllns eisig entgegenschlägt. „Nein“, antwortete aber jener Gefragte. „Nein, nicht ‚multikulti‘, sondern interkulturell. Multikulti ist parallel, inter ist miteinander, das ist der Unterschied.“ Im Zentrum des Neuköllner



Gartens steht ein selbstgebauter Lehmofen, in dem selbstmitgebrachte Spezialitäten gebacken werden. Alle verzehren sie dann gemeinsam. Neben der eigenen Parzelle bearbeiten meistens zwei oder drei Gärtner aus verschiedenen Ländern die Gemeinschaftsbeete. Sogar Patenschaften sind im Angebot. Das stärkt den Zusammenhalt der Gruppe. „Durch das gemeinsame Arbeiten, das Unkraut zupfen, lernen sich die Leute gut kennen, die sich auf der Straße nicht treffen, weil jeder in seinen eigenen Kreisen oder Bezirken lebt“, sagte im selben Interview dann noch eine andere.

Ganz ähnlich ist das auch in den interkulturellen Gärten Marburgs. Hier entsprach das Gartenprojekt einem langgehegten Wunsch verschiedener Bewohner des Stadtteils „Stadtwald“, einem Gebiet mit ca. 1.400 Einwohnern, über 33 Nationalitäten und hoher sozialer Benachteiligung. Beteiligte Familien bewirtschafteten das Gelände gemeinsam, und so entwickelte sich der Ort zu einem Begegnungszentrum für alle. Heute bestehen Kooperationen mit Ämtern, der Universität, dem Ortsbeirat und anderen lokalen Akteuren. Die Gärtnerfamilien haben begonnen, mit Radio und Fernsehauftritten die Öffentlichkeit auf ihr Projekt aufmerksam zu machen, was zwei Preisverleihungen zur Folge hatte. Mit dem Preisgeld richtete man einen Wasseranschluss ein und baute ein Gerätehaus.

Erfolgsrezept

So charmant und bestechend die Idee im Kleinen ist, sie trifft zugleich den Nerv eines dringenden gesellschaftspolitischen Problems, auf das es bisher wenig gute Antworten gibt. Wie kann Zusammenleben und Integration gelingen? Sind interkulturelle Gärten womöglich ein Beispiel für ein vorbildliches und kreatives Integrationskonzept, ja, womöglich ein Beispiel sozialer

Innovation? Zumindest verbessern sie fernab aller politischer Grundsatzdebatten über Einwanderung und Migration vor Ort im Stadtteil das tägliche Zusammenleben in einer multiethnischen Gesellschaft. Das belegen die Erfahrungen der letzten Jahre.

Das Erfolgsrezept ist denkbar einfach und klug: Das Angebot ist zuerst einmal „niedrigschwellig“ – so der Sprachgebrauch der Pädagogik –, es baut also kaum Barrieren für diejenigen Menschen auf, die sich normalerweise nicht trauen. Hier geht es erst einmal um Arbeit im Garten und konkretes Handwerk. Dann erst geht es darum, zu sprechen. Und dann dies: Die Gärten sind kein „Integrationsprojekt“, sondern lebendige Orte des Miteinanders. Sie erfüllen mehrere Zwecke gleichzeitig und können deshalb von verschiedenen Menschen mit unterschiedlichen Interessen genutzt werden. „Integration“ kann ein Seiteneffekt sein. Viel wichtiger sind der Ort der Begegnung, die Selbstorganisation, die Beteiligungs- und Entscheidungskompetenzen der Mitwirkenden und die sich verbessernde Qualität des Wohnumfeldes. Interkulturelle Gärten werden zu „neuen sozialen Räumen“, in denen Migrantinnen und Deutsche gemeinsam städtische Flächen und Nachbarschaft gestalten: Gemeinsames Kochen, Essen, Feiern und Lernen wird als Normalität erfahren. Das ist spürbar. Das sind keine politischen Sonntagsreden. Und deshalb funktionieren die meisten der Gärten auch so gut.

Der Ablauf ähnelt sich: Die Stiftung finanziert mit einer geringen Summe den Anschlag, andere Akteure steigen ein, Spendengelder und Eigenmittel werden akquiriert, manchmal kommt es zu Projektmitteln von Bund und Ländern. Schnell ist der Garten kein Stiftungsprojekt mehr. Und längst ist das Konzept über die ganze Bundesrepublik repliziert. Arbeitsgemein-

schaften und Unterstützerkreise haben sich gebildet, Kongresse und Netzwerktreffen finden statt. An einigen Stellen hat die Politik es sich zur Aufgabe gemacht, die „Projekte“ in ihr Integrationskonzept mitaufzunehmen. Zugleich wird immer deutlicher, dass der Ansatz auch Stadtteilentwicklung und Baupolitik beinhaltet. Jahrzehntlang hat der deutsche Städtebau vergeblich versucht, Bevölkerungsgruppen unterschiedlicher Herkunft zu durchmischen. Doch Quotierungen und sozialer Wohnungsbau haben wenig bewirkt. Wohnungsverkäufe kommunaler Gesellschaften und abnehmende politische Steuerungsmöglichkeiten erschweren die Gemengelage seit Jahren zusätzlich. Sozialräumliche Ansätze und Stadtquartiere fanden langsam ihren Weg in die Integrations- und Stadtplanungspolitik. Die interkulturellen Gärten sind ein Beispiel dafür, wie eine solche Politik funktionieren kann.

Die Erfahrungen der Stiftung Interkultur mit den Gärten lehren, was ein entscheidender Faktor für gelingende Integration ist: dem einzelnen Individuum die Chance geben, in einen Prozess einzutreten, in dem es die Wirklichkeit mit anderen verhandeln und sich dabei etwas Neues aneignen kann. Dafür braucht es sichere Räume. Diese bedürfen nicht immer riesiger Organisationen mit großen Finanzmitteln. „Manchmal können vermeintlich kleine Maßnahmen große Wirkung entfalten“, so schreibt die wissenschaftliche Mitarbeiterin der Stiftung Karin Werner, „weil sie präzise die richtigen Defizite ausräumen, und große Maßnahmen verpuffen, weil ihnen genau die Mikro-Sensibilität fehlt, die der Schlüssel dazu ist, dass Einzelne sich auf den Weg machen können und nicht im Rückzug verharren.“



Susanna Krüger ist Gründerin von „goodroot - tools for social change“ und freie Mitarbeiterin im Forschungsprojekt

„Strategies for Impact in Philanthropy“ des Zentrums für soziale Investitionen an der Universität Heidelberg.